



# Aus der Vergangenheit.



## Die Trümmerburg Kollmitz.

Jg. Jörg.

Die sagenumwobene Ruine Kollmitz, eine der größten Trümmerburgen des Waldviertels, zählt zu den beliebtesten Ausflugsorten unseres Gebietes. Nach der Ansicht der Geschichtsschreiber des 17. Jahrhunderts stand sie der stolzen Rosenburg am Kamp an Größe nicht nach und die im Ostteile der Ruine noch sichtbaren Wandmalereien und reichen Stuckaturarbeiten lassen erkennen, daß Künstlerhände an der prachtvollen Ausstattung der Innenräume tätig waren.

Dort, wo an der Straße von Sauggern die linksseitige Waldhöhe beim ersten Häuschen von Kollmitzgraben mit einem Felsgebilde endet und der rechtsseitige Höhenzug nahe an die Thaya heranrückt, bietet sich dem Auge ein imposantes Bild des tiefeingeschnittenen, von bewaldeten Höhen umsäumten Thaya-tales, in dessen Hintergrunde die mächtigen Türme und die verwitterten Mauerreste von steiler Felsenhöhe emporragen, wodurch das Landschaftsbild einen besonderen Reiz gewinnt, das wie ein Märchen anmutet. Staunend umfaßt der Blick die ganze Szenerie dieses Tales, die hohe Felsenmauer am rechten Ufer, das glitzernde Wasserband der Thaya, das die Felsmassen der Burgruine umschlingt, die kleinen Häuschen am linksseitigen Ufer, die wie Schwalbennester am Felsen kleben, die grünen Waldbestände ringsum und darüber den lochenden Himmel.

Wie meisterhaft haben es die Erbauer verstanden, den Platz für den Aufbau der Burg auszuwählen. Von drei Seiten abstürzende, von der Thaya umspülte Felswände machten schon im vorhinein eine Erstürmung vom Talgrunde aus fast unmöglich. Dies bedeutete für den Burgherrn eine große Entlastung in der Verteilung der Streitkräfte, weil er zum Schutze der Tallinie nur einer kleinen Schar bedurfte, während er andererseits alle verfügbaren Leute zur Verteidigung der Burgseite auf dem Höhenrücken verwenden konnte.

Da von der Landseite her alle Angriffe des Feindes zu erwarten waren, so wurde dieser Burgteil ganz besonders befestigt. Eine hohe Umfassungsmauer zieht von der steilen Felswand im Süden bis zum Felsabsturze im Norden, wo als Eckabschluß ein massiger Turm von ungewöhnlicher Stärke eingebaut ist. Sie verläuft dann entlang der nördlichen Felswand als hoher Schutzwall, an den sich der gewaltige „Bergfried“ (der hohe, feste Turm) anlehnt und umschließt die Ruine auch im Osten und Süden. Hier ruht sie einesteils auf schräg streichenden Felsplatten, andernteils auf breiteren Felsknollen, die sich aus der Felsmasse

hervordrängen. Ein von tieferer Lage aufgebautes Rondell (Rundturm) inmitten der Südmauer gereicht ihr als feste Stütze. Früher ragte der Turm hoch über die Mauerzinnen hinaus; heute ist er bis zur Hälfte eingestürzt. Seine Trümmer ruhen am Flußgrunde und gewähren höchstens den Fischen zur Zeit des Eisstosses einigen Schutz.

Eine weitere Verstärkung erfuhr die Burgmauer durch die Erbauung eines Rundturmes an ihrer Südwestecke. Hier diente der Turm hauptsächlich der Verteidigung des mächtigen Burgtores und im unteren Teile als Behausung für den „Torwart“ (Torwächter), dessen Wachsamkeit und Treue auch das Aufziehen und Niederlassen der Zugbrücke und der Fallgatter anvertraut war.

Die einzelnen Türme waren durch sogenannte Wehrgänge, welche einen Rundgang für die Verteidiger ermöglichten, miteinander verbunden. Die Mauer war mit Zinnen eingefast. Jede dieser Zinnen war mit Schlißen (Schießscharten) durchlocht, die, an der Außenseite eng, nach innen sich ausweiteten. Auf der Plattform der Türme befanden sich Wurfmaschinen und die hierzu nötigen Geschosse. Außerhalb der Zinnen waren Balken in die Mauer gefügt und hölzerne Wehrgänge errichtet.

Wenn des Wächters Horn vom hohen Turme nahende Gefahr verkündete, wurde alles in der Burg lebendig. Da hob sich, von kräftigen Armen gezogen, die Zugbrücke rasselnd empor. Die festen Burgtore drehten sich kreisend in den Angeln und schlossen sich. Die Fallgatter glitten knarrend in ihre Rinnen, die Bogen- und Armbrustschützen eilten zu den Schießscharten, knieten sich hinein, legten besiederte Pfeile und Bogen zurecht und beobachteten das Herannahen des Feindes. Aus dem Burgsaale sprangen geharnischte Ritter sporenklirrend die Steinstufen hinab in den Burghof, die Mauern warfen hallend die Kommandoworte der Führer zurück, die Winden ächzten und die Flaschenzüge spannten sich, da Körbe mit Wurfgeschossen beladen von Stockwerk zu Stockwerk an den Türmen aufstiegen, auf deren Plattform sehnige Männer die schweren Wurfgeschütze nach dem Feinde richteten, mit welchem mächtige Steine weithin mit zerschmetternder Wucht geworfen werden konnten. Wenn dann der Feind die Mauer herannte, dann schwirrten hinter den Schießscharten die Bogensehnen, dann wurden die Anstürmenden mit Steinen beworfen, mit brennenden Pfeilen beschossen, mit siedendem Öl oder Pech übergossen. Und wenn der Kampf heißer entbrannte, das Mauerwerk, von den Kreuzbolzen getroffen, zerbröckelte, die Zinnen unter den Schlägen der Steinschleuder stürzten und aus den Wehrgängen, die vom Feinde durch brennende Pfeile und Pechtonnen in Brand gesetzt wurden, der Rauch stieg, da spie die Burg aus hundert Schlünden ihr todbringendes Gift aus. Fast unmöglich war es, eine solche Festung mit Sturm zu nehmen. Es ist daher nicht zum verwundern, daß die Geschichte nichts über eine Eroberung der Burg Kollmitz meldet.

Im gut erhaltenen, steinernen Torbogen sind noch die Schliße zu sehen, durch welche die Ketten der Zugbrücke auf- und niederrasselten. Ersichtlich sind auch die Schießscharten in den Mauern, Türmen und Zinnen, das Lugsfenster (Ausguck) des Torwächters und der in Felsen gehauene Graben vor dem Burgtore, über den die niedergelassene Zugbrücke den Übergang vermittelte.

Eine wichtige Rolle für die Sicherung der Burg war der sogenannten „böhmischen Mauer“ zugewiesen. Sie befindet sich einige hundert Schritte nordwestwärts der Ruine und riegelt den ganzen Höhenrücken ab. Dadurch konnte

dem Vordringen des Feindes schon im Borgelände der Burg der stärkste Widerstand geboten werden. Entlang der Außenseite der böhmischen Mauer lief ein tiefer Graben; er ist stellenweise noch heute erkenntlich. Die Toröffnung im vorspringenden Mauerteile am Höhenkamme besitzt ein steinernes Gewände mit Spitzbogen. Die festen Torflügel aus Eichenbohlen hat der Zahn der Zeit zernagt und sie sind verschwunden, an die Zugbrücke erinnern nur mehr zwei Ketten-schlöße in den oberen Ecken des Torbogens.

Über die Entstehung der Burg und der böhmischen Mauer lagert ein dichter Schleier; weder die Geschichte noch die mündliche Überlieferung weiß darüber etwas zu berichten. Dafür aber leben beim abendlichen Herdfeuer zur Winterszeit, wenn die Frostriesen die Natur mit kräftigen Armen umfassen und Frau Holle ihr dichtes Schneetuch über die Erde breitet, die vielen alten Sagen wieder auf, welche uns über die Geschehnisse der Burg und ihrer Besitzer so manches zu erzählen wissen. Nach einer solchen Sage heißt die böhmische Mauer auch die Teufelsmauer. Das Volk erzählt sich:

Vor vielen Jahrhunderten lebte auf der Burg Kollmitz ein Ritter, der seine Seele dem Bösen verschrieb. Dafür mußte ihm der Teufel innerhalb sieben Tage eine feste Mauer vom südlichen Steilufer bis zum nördlichen Felshange auführen, die allen feindlichen Anstürmen Widerstand leisten sollte. In unermüdlicher Arbeit schuf der Teufel jede Nacht bis zum ersten Hahnenschrei und es gelang ihm, die Mauer in der gegebenen Zeit zu vollenden. Als nach Ablauf der ausbedungenen, zehnjährigen Lebensfrist der Ritter dem Teufel in die Hölle folgen sollte, wußte er sich lange Zeit durch allerlei List vor den Nachstellungen des Teufels zu sichern. Als er aber in einer stürmischen Nacht mit seinen Zechkumpanen ein wildes Gelage hielt und der Wein in großen Mengen aus silbernen Humpen floß, gelang es dem Bösen, als Ritter verkleidet, beim Burgtore Einlaß zu finden. Er sprang die Stufen des Burgsaales hinan, faßte den Ritter beim Wams und schleppte ihn zum Tore hinaus. Dabei suchte sich der Ritter an den Torsteinen festzuhalten, jedoch vergeblich. Als der Teufel mit dem Ritter durch das Tor der böhmischen Mauer stürmte, stolperte er an einem Steine und fiel zu Boden. Der Ritter ergriff mit aller Kraft die Torsteine, klammerte sich fest und drückte die harten Fingernägel tief in das Gestein. Da packte ihn der Teufel beim Genicke, riß ihn empor und fuhr mit ihm zur Hölle. Seit dieser Zeit führt die böhmische Mauer auch den Namen Teufelsmauer. Noch heute sieht man im Steingewände des Burgtores und der böhmischen Mauer handförmige Vertiefungen, die von dem unglücklichen Ritter herrühren, als er sich an den Torsteinen festzuhalten suchte.

Den Namen „böhmische Mauer“ hat der Volksmund deshalb gewählt, weil sie zum Schutze der Burg gegen die aus Böhmen eindringenden Feinde errichtet wurde. Eine Sage weiß auch über die Entstehung dieses Namens zu berichten:

Zur Zeit des Niederganges des Rittertums saßen auf der Burg Kollmitz drei böhmische Ritter, welche ihre Untertanen hart bedrückten, Raub- und Mordtaten verübten und sich an Frauen und Mädchen vergriffen. Als die Greuel-taten kein Ende nehmen wollten, erhob sich das Volk, drang mit Hilfe des Torwächters in die Burg ein, um die Übeltäter zu erschlagen. Diese flohen im letzten Augenblicke durch ein kleines, jetzt noch erhaltenes Tor in der nördlichen Burgmauer und suchten den dichten Wald außerhalb der Teufelsmauer zu er-

reichen. Nach wildem Laufe wollten sie beim Tore der Teufelsmauer etwas verschmausen, da löste sich von der Mauerkrönung ein schwerer Steinblock und begrub zwei der Ritter unter sich. Der dritte lag mit zerschmetterten Beinen am Boden. In seiner Todesangst suchte er sich an den Torsteinen emporzurichten und weiterzuschleppen. Da erreichten ihn die Verfolger und schlugen ihn nieder. Die in den Torsteinen sichtbaren Eindrücke stammen von dem letzten böhmischen Ritter der Burg Kollmitz und die Teufelsmauer wurde, weil die böhmischen Ritter hier ihr Ende fanden, böhmische Mauer genannt.

Eine Besichtigung der Trümmerburg Kollmitz gewährt auch beim Durchwandern des Inneren einen großartigen Anblick. Insbesondere der ältere, äußerst fest gebaute Teil mit den zwei mächtigen Türmen, dem prozigen Rundturm in der Norddecke und dem aus tieferer Basis aufgebauten und darum höher erscheinenden „Bergfried“ und die Überbleibsel des Hauptgebäudes.

Da es schwierig fällt, sich aus den erhaltenen Mauerresten ein Bild der einstigen Burg zu machen, so werden dem Besucher nachstehende Erklärungen an die Hand gegeben, nach welchen er sich bei einer Besichtigung der Ruine leicht zurecht finden kann.

Wenn man den steinernen Torbogen der alten Burgeinfahrt durchschreitet, so gleitet der Blick geradeaus über den felsigen Burghof. Er war in früheren Zeiten mit eichenen Trambalken überlegt und dadurch eben. Hier tummelten sich die Söldner herum und übten mit Bogen und Armbrust das Schießen nach einem weitgesteckten Ziele, hier erhielten die Söhne des Burgherrn und die Knappen unter der Leitung eines waffengeübten Ritters den ersten Unterricht im Waffenwerk, hier herrschte fröhlicher Jubel, wenn die Ritter und Edelfrauen zur Hezjagd sich versammelten und der gesamte Troß die feurigen Pferde bestieg und donnernd über die Zugbrücke in die nahen Wälder sprengte; hier wurde auch die Beute verteilt und der Verwundete in Pflege übergeben, wenn der Burgherr von einem Raubzuge oder einem Scharmügel heimkehrte.

Die zur rechten Hand an der südlichen Burgmauer befindlichen Mauerreste umschlossen zu ebener Erde einen Pferdestall für 12 Pferde, einen Kuhstall, eine gewölbte Laleistube und einen Wagenschuppen. Über diesen Räumen befand sich eine Stube mit anschließender Küche und der Heuboden.

Das zur linken Hand auf höherem Felsengrunde ruhende, eingestürzte Gebäude war der Getreidekasten. Er diente zur Einlagerung der Körnerfrüchte und hatte drei Bodenräume. Es war ein unbedingtes Erfordernis jener Zeit, sich auf Monate mit Lebensmitteln zu versorgen; denn eine Belagerung dauerte oft ein halbes Jahr oder noch länger. Darum befand sich bei jedem Schlosse ein befestigter Viehhof, auf dem sich das Gebrüll des Rindes mit dem Rasseln der Waffen mischte.

Klettert man die linksseitige Felsböschung hinan, so gelangt man zum nördlichen Eckturm, dessen Besteigung nur mit Hilfe einer sehr hohen Leiter möglich ist, da sich die Toröffnung in halber Höhe des Turmes befindet. Erleichtert atmet der Ersteiger auf, wenn sein Fuß die festgefügte Granitplatte des Einganges betritt und bewundernd fällt sein Blick auf die Mauerstärke des

---

Zur Mitarbeit für die Zeitschrift „Aus der Heimat“ mögen sich fachkundige Damen und Herren, vorläufig nur zur Bearbeitung des Waldviertels mit dem Verlage ins Einvernehmen setzen.

---

Turmes, die hier  $3\frac{1}{2}$  m beträgt. Im Innern befinden sich drei kleine, übereinanderliegende Gemächer. In diese gelangt man, wenn man den ungefähr meterbreiten Turmgang verfolgt, der in der starken Turmnauer ähnlich einer Wendeltreppe aufwärts führt. Das oberste Gelaß ist ohne Decke, denn der einst als Abschluß darüber sitzende, spitz zulaufende Schindelturm ist verfault. An der Innenwand des Gemaches kann der geübte Turner ohne große Schwierigkeiten die Mauerzinne erklettern, wo einige Gruppen knorriger Kiefern tief und fest in den Fugen und Spalten des Gemäuers wurzeln und ihre wetterzerzausten Äste wie schirmend über den offenen Raum strecken. Als ich zum erstenmale auf dieser Mauerzinne stand und die alte Trümmerstätte betrachtete, kam mir auch die Sage vom „grausamen Ritter“ wieder in Erinnerung, die ich ein Jahr vorher in Nonndorf von einem alten Großmütterchen seinen lauschenden Enkelkindern erzählen hörte.

Vor vielen, vielen Jahren hauste auf der Burg Kollmitz ein reicher und mächtiger Ritter, der ob seiner Grausamkeit und seines Jähzorns sehr gefürchtet und verhaßt war. Selbst seine liebreizende Tochter hatte unter der Hartherzigkeit und dem rohen Gemüthe ihres Vaters viel zu erdulden. Ihr gütiges, mildes Herz aber bewog sie, die Leiden und Schmerzen der Untertanen soviel als möglich zu lindern und sie tat den Leuten Gutes, wo sie nur konnte. Eines Tages erschien auf der Burg ein edler Jüngling und bot dem Ritter seine Dienste an. Der Ritter nahm ihn auf und übertrug ihm für die Zeit seiner Abwesenheit die Bewachung und Verteidigung der Burg. Er dürfe aber weder seiner Tochter noch einem anderen Burginsassen die Erlaubnis erteilen, die unglücklichen Gefangenen zu besuchen, die in den dunklen Zellen des Nordturmes in harter Gefangenschaft lagen und für deren Freilassung er hohe Summen zu erhalten hoffte. Bald darauf unternahm der Ritter einen größeren Jagdzug in die dichten Wälder seines ausgedehnten Besitzes. Das Burgfräulein wollte nun die Abwesenheit seines Vaters wieder benützen und die armen Gefangenen mit allerlei Dingen versorgen. Bei der Turmpforte trat ihr jedoch der Jüngling entgegen und verwies ihr den Eintritt. Es trat mit bewegten Worten auf ihn zu und bewog ihn, den Eingang freizugeben. Von seiner Lieblichkeit und Schönheit bezaubert, folgte er dem Burgfräulein und vergaß, die Pforte zu schließen. Inzwischen war der Ritter mit einigen seiner Getreuen durch einen unterirdischen Gang in die Burg zurückgekehrt, um sich von der Treue und Wachsamkeit des Jünglings zu überzeugen. Als er die offene Turmpforte gewahrte, schöpfte er sogleich Verdacht, schlich zu den Gefängnissen und überraschte den Jüngling und seine Tochter, als sie gerade die angeketteten Gefangenen labten. In seiner Wut schlug er den Jüngling zu Boden, schleppte ihn mit seinen Helfern bis zu den Turmzinnen empor und stieß ihn sodann in die schaurige Tiefe. Seine Tochter ließ er in das unterste, in Felsen gehauene Turngemach bringen, wo sie gleich den anderen Gefangenen ihr Leben zubringen sollte. Am nächsten Morgen befahl der Ritter seinen Leuten, die Leiche des Jünglings zu holen und als väterliches Geschenk seiner Tochter in das Gefängnis zu tragen. Die Stelle wurde zwar bald gefunden, wo der Jüngling in seinem Blute lag, doch die Leiche war verschwunden. Von böser Ahnung ergriffen, eilte der Ritter in den Gefängnisturm, um nach seiner Tochter zu sehen. Die Zelle war leer. Am dritten Tage fand man ihn tot in dem Felsengemache auf, das er seiner Tochter als Wohnung zugewiesen hatte.

Der in den Abgrund gestoßene Jüngling war jedoch nicht tot. Die dichten Äste einer hohen Tanne, in die er fiel, schwächten seinen Sturz und er blieb mit schweren Wunden unter dem Baume liegen. Als er aus seiner Betäubung erwachte, sah er sich von einer Schar Zwerglein umgeben. Sie trugen eilends heilsame Kräuter herbei, preßten den Saft aus und ließen ihn auf seine Wunden träufeln, die sogleich zu heilen begannen. Der Jüngling erzählte nun die Geschichte seines beabsichtigten Todes und versank in tiefe Trauer über das holde Burgfräulein, das in der Gewalt des grausamen Ritters verbleiben mußte. Den Zwergenkönig ergriff großes Mitleid. Er stieg die steile Felswand der Burg hinan und berührte mit einer Springwurzel den Felsen, auf dem sich der Turm erhebt. Der Felsen wich zurück und gab einen Gang frei, durch den der Zwergenkönig in das Fessengelaß des Turmes schritt. Er befreite das Burgfräulein von den schweren Ketten und führte es dem Jüngling zu. Tief im Innern des Kollmizberges befand sich der Palast des Zwergkönigs. Hier wurde nun die Hochzeit des Jünglings mit dem Burgfräulein gefeiert. Auf die Kunde von dem Tode des grausamen Ritters eilten die beiden in die Burg und nahmen von ihr Besitz. Der junge Ritter schenkte sogleich den Gefangenen die Freiheit, gab ihnen zu Ehren ein reiches Mahl und überreichte ihnen kostbare Geschenke. Seinen Untertanen blieb er ein gütiger und gerechter Herr bis an sein Lebensende.

Nach der Besichtigung der wichtigsten Ruinenteile des Burghofes möge der Besucher einen günstigen Standort wählen, etwa die ebene Rasenfläche beim verfallenen Südturm, von wo er einen freieren Überblick über die Reste des ehemaligen Hauptgebäudes der Burg gewinnt. Bei aufmerksamer Betrachtung der Bauart ist leicht zu erkennen, daß dieser Burgteil in verschiedenen Jahrhunderten entstanden ist und daß manche Zu- und Umbauten vorgenommen wurden.

Als ältester Bau erscheinen der hohe Turm und die um ihn liegenden Gebäudereste. Diese und der Turm werden als „Bergfried“ bezeichnet. Er ist aus sehr starken Mauern aufgeführt und besaß auch einen kleinen düsteren Hofraum. Eine hohe Schutzmauer, von welcher der nördliche und westliche Teil noch erhalten ist, umschloß diese Befestigungsanlage, in welcher der Besitzer selbst einer langwierigen Belagerung trohen konnte. Hierhin zog sich auch die Besatzung zurück, wenn ein heftiger Angriff das Pfahlwerk oder den äußeren Burgwall gefährdete.

Lange Zeit hindurch war der Bergfried der einzige befestigte Teil. Er war das Haus des Gebieters, in dem sich auch die Wohnräume für seine Familie befanden. Das Zimmer der Burgfrau ist heute wohl nicht mehr festzustellen, doch war es für gewöhnlich ein größerer Raum mit getäfelter Decke aus geschnitztem Holze und einem mit Backsteinen ausgelegten Fußboden, ein Raum, der an Heimlichkeit keinen Anspruch machte, denn er diente gleichzeitig als Unterhaltungszimmer, Speisezimmer und Schlafzimmer. Längs der Wände waren geschnitzte Truhen aufgestellt, die zugleich als Sitze dienten, der Fußboden war mit Teppichen und Fellen wilder Tiere belegt, in den Schränken befanden sich prächtige Kleider aus Seide und Goldbrokat und feine holländische Leinwand. In den tiefen Fensternischen, den Lieblingsplätzen der Burgbewohner, standen Bänke mit bedeckten Kissen und unterhalb der hohen Fenster hingen

Sagen Sie auch Ihren Bekannten, daß Sie mit der Zeitschrift „Aus der Heimat“ sehr zufrieden sind.

gestickte Gobelins, welche von der Schloßfrau und ihren Zofen hergestellt wurden. Die Zofen waren Mädchen edler Herkunft, welche ihr Vaterhaus verließen, um dem Lehensherrn zu dienen und höfische Sitte zu erlernen. Im Sommer war der Erker der liebste Aufenthaltsort der Burgfrau und ihrer Kinder, im Winter saß man in der Nähe des großen Kamines.

Auch der Burgherr hatte ein eigenes Zimmer. Hier war ein großes Himmelbett aufgeschlagen, in das sich der Burgherr in einem Haufen von Kissen, gestickten Decken und Pelzen zur Ruhe streckte. Dieses sogenannte „Herrenbett“ nahm im 15. Jhd. so übermäßige Formen an, daß es oft nach einem Turniere oder einem Festessen ein Duzend Edelleute beherbergte, die es sich zur Ehre anrechneten, mit ihrem Gastgeber schlafen zu können. Ein eigener Beamter hatte sogar die Aufgabe, dieses Riesenmöbel jeden Abend zu untersuchen und die zahlreichen Decken mit einem langen Stabe nach einem etwa hier verborgenen Mörder abzuklopfen. Ein ruhiges Schlafen war natürlich ausgeschlossen, denn die Edelleute erzählten sich hier Geschichten bis in den hellen Tag, wobei einer mehr als der andere von vollbrachten Taten prahlte.

In diesem Raume befanden sich auch, falls keine eigene Schatzkammer vorhanden war, die Kostbarkeiten und Schätze des Burgherrn, wie Familienpapiere, Urkunden, Siegel, Juwelen und Bargeld. Diese Schätze wurden in kleinen, geschnittenen Truhen verwahrt, deren Schlüssel am Gürtel der Burgfrau hingen, von dem sie sich nie trennte.

Zur Erwärmung des Raumes diente ein ungeheurer Kamin mit großem Eisenroste, auf dem mächtige Baumstrünke verbrannt wurden. Die ausstrahlende Hitze, welche ein Verweilen in der Nähe des Kamines nicht zugelassen hätte, wurde durch einen aus Weidenruten geflochtenen Feuerschirm abgehalten. Der Kamin spielte während der kalten Winterabende eine gar bedeutende Rolle. Hier wurde der Erstgeborene von den Frauen gebadet und in Windeln gehüllt, hier lauschten Kinder und Erwachsene den Erzählungen der Gaukler und den Liedern fahrender Sänger, hier übten sich die Kinderhände zum erstenmale im Nachbilden der Buchstaben, hier vernahm man die Plaudereien des Reisenden und die Abenteuer frommer Pilger und Kreuzfahrer.

Fast bei jedem Bergfried befand sich auch eine kleine Burgkapelle, die unter dem besonderen Schutze der Burgherrin stand. Die alte Schloßkapelle in Kollmitz war dem hl. Bartholomäus gewidmet. Sie wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts umgebaut und vergrößert, doch ist sie heute verfallen. Nur eine stehengebliebene Mauer mit einer kranzförmigen Stuckaturarbeit, in deren Mitte sich die Überreste eines Kreuzes abheben, kündigt uns den Ort, wo ehemals die Kapelle stand.

Durch das ganze Mittelalter hindurch überragte und beherrschte der Bergfried die Burg. Allmählich verlor sich aber seine Bedeutung, bis er schließlich ein bescheidener Teil einer allgemeinen Verteidigungsanlage wurde und von anderen festen Türmen umgeben war.

Der hohe Turm des Bergfrieds der Ruine Kollmitz ist von unten aus nicht zugänglich. Man kann aber die hochgelegene Turmpforte an der Ostseite des Turmes erreichen, wenn man mittels einer Leiter das Deckengewölbe des an den Turm angebauten Ostraumes ersteigt und an der stark verfallenen Südmauer emporklettert. Doch möchte ich darauf verweisen, daß die Gefahr eines Absturzes bei dem immer mehr verfallenden Gemäuer ziemlich groß ist,

daß man vollkommen schwindelfrei sein muß und daß der Besitzer keinerlei Verantwortung bei einem Unglücksfalle trägt, wie ja die Anschlagtafel beim Burgtore kundtut. Außerdem liegt ein weiterer Aufstieg nicht mehr im Bereiche der Möglichkeit, da kein Wendelgang in der dicken Turmmauer nach aufwärts leitet, wie es beim Nordturm der Fall ist. Die einstens an der Innenwand eingelassenen eichenen Gemächerdecken und die aus dicken Eichenpfosten gezimmerte Turmstiege, welche von Gemach zu Gemach führte, sind im Laufe der Zeit vermorscht und eingestürzt. Nur einzelne Reste ragen gespenstisch aus der Mauer heraus oder vermodern am Grunde des Turmes. Der Beschauer gewinnt nur einen Blick in die gähnende Tiefe und in die schwindelnde Höhe. Ein Ausblick von der Turmkrone in das gewundene, tiefe Thayatal und stellenweise über seine hohen Talwände hinaus müßte aber ein überwältigender sein.

## Die Stationen der Internierten, Konfinierten und Flüchtlinge im nieder- österreichischen Waldviertel (1914—1918).

Von Alfons Zak in Kirchberg a. d. Wild.

Pars erit historiae (Ovidius).

Ein Teil der Geschichte wird es sein, so klang ein Ausspruch des geistreichen römischen Dichters Ovid, und mit Anwendung auf den obigen Titel dieses Artikels kann man es behaupten, daß eine richtige Schilderung der Begleiterscheinungen des Weltkrieges einen Teil der Geschichte, hier freilich nur die Lokalgeschichte, bilden wird.

Während der entsetzliche Weltkrieg im Osten und Süden der alten österreichisch-ungarischen Monarchie wütete, warf er seine Schatten gleich vom Anfang an auch in das Hinterland zurück. Genau so wie es in anderen Staaten geschah, wurden auch bei uns in verschiedenen Kronländern militärpflichtige oder verdächtige Personen ohne Unterschied ihres Standes oder Berufes verhaftet, welche Untertanen der feindlichen Staaten waren. Zu diesen zählte man Serbien, Montenegro, Rußland (Russisch-Polen), Belgien, Frankreich, England, Amerika, Italien, Rumänien und Japan.

Zum Unterschiede von den wirklichen Kriegsgefangenen werden solche Personen Zeitgefangene genannt und man mußte schon im Sommer 1914 daran denken, für sie weit vom Kriegsschauplatz eigene und passende Unterkünfte ausfindig zu machen, wie sie in anderen Staaten „Konzentrationslager“ heißen z. B. in England auf der Insel Man in der Irischen See.

Eine andere Gattung von Personen, Männer, Weiber und Kinder bildeten die Bewohner der geräumten (evakuierten) Gebiete, bei uns zumeist Flüchtlinge aus Galizien, Polen und Ukrainer im Volksmunde „Galizianer“ genannt, die ebenfalls in den westlichen Kronländern Osterreichs untergebracht werden mußten.



Die dritte Gattung bildeten die wirklichen Kriegsgefangenen.

Alles kam so plötzlich, unversehrt und unvorbereitet und die ungünstigen Nachrichten vom östlichen Kriegsschauplatz verursachten auch im Hinterlande eine sehr mißliche Stimmung. Das k. k. Kriegsministerium und die k. k. niederösterreichische Staatshalterei in Wien richteten bald ihr Augenmerk durch das Kriegsüberwachungsamt auf das niederösterreichische Waldviertel, welches von der Franz-Josefs-Bahn und mehreren Seiten- oder Lokalbahnen durchschnitten, mit Kommunikationsmitteln, wenn auch nicht übermäßig, nicht ungenügend versehen und von Wien aus leicht zu erreichen ist, außerdem viele entlegene Plätze aufzuweisen hat, die im Vorhinein zur Errichtung der Lager und Stationen besonders geeignet schienen.

Für die Kriegsgefangenen wurde ein riesiges Lager zwischen Sigmundsherberg und Brugg errichtet, dessen Spuren man heute noch erblickt. Für die galizischen Flüchtlinge wurde anfangs ein großes Barackenlager zwischen Göpfrig und Breitenfeld a. d. Wild ernst in Erwägung gezogen, bald jedoch fallen gelassen, dafür ein riesiges k. k. Flüchtlingslager in Gmünd erbaut (1914—1915), welches nachher noch eigene Flüchtlingsstationen errichtete.

Was nun die Zivilgefangenen anbelangt, fiel die Wahl der Behörden schon im September 1914 auf den pol. Bezirk Waidhofen a. d. Thaya. Weil es kein Vorbild der Unterkünste gab, mußte alles eigentlich erfunden werden oder sich von sich selbst herausbilden, und es gelang! Beamtenhaft, Militär, Gendarmerie und Zivil wetteiferten in der Durchführung dieses an und für sich schwierigen und kostspieligen Unternehmens und es ist nur zu bedauern, daß fast gar nichts darüber schon während des Weltkrieges veröffentlicht werden durfte. Es hätte uns gewiß nicht geschadet, wenn unsere Feinde aus verlässlicher Quelle erfahren hätten, wie gut und möglichst human ihre zivilgefangenen Untertanen in ihrer allerdings niedergeschlagenen Stimmung behandelt wurden.

Die Reihen derjenigen Personen, die mit der Errichtung, Überwachung und Leitung der Waidhofner Stationen zu tun hatten, lichten sich immer mehr und bald wird niemand da sein. Heute schon sind manche Daten unbekannt oder vergessen und entstellt, oder werden bald zur Sage. Um diesem einigermaßen vorzubeugen, soll dieser Artikel wenigstens ein kleines Bild der Nachwelt bieten, was von Waidhofen a. d. Thaya aus für die Zivilgefangenen geleistet wurde, da gerade dieser pol. Bezirk an ihrer Unterkunft vier Jahre hindurch so sehr interessiert war. Die Daten stammen von einem Augenzeugen, der selbst eine Waidhofner Station, und zwar in Kirchberg an der Wild zu verwalten hatte und mit den übrigen Stationen sehr viel schriftlich und persönlich verkehrte.

Mit der Zivilgefangenen-Fürsorge im Waldviertel wurde schon im September 1914 der damalige k. k. Bezirkshauptmann von Waidhofen a. d. Thaya, Alexander Ritter Boszjo von Thurnberg und Jungenegg, Oberleutnant a.

---

Die Zeitschrift „Aus der Heimat“ ist keine Ortszeitschrift von Waidhofen, sondern eine Heimatzeitschrift fürs gesamte Wald- und Landviertel. Daher mögen von allen Orten in diesem Viertel entsprechende Artikel dem Verlag gesandt werden. Jeder Ort hat seine Geschichte. Und wir wollen die Vergangenheit unserer gesamten deutschen Heimat nach und nach kennen lernen.

---

D., betraut und hatte auch die beiden Stationen in den pol. Bezirken Horn (Drosendorf) und Zwettl (Kirchberg an der Wild) direkt unter seinem Kommando. Ihm zugeteilt waren Rudolf Czelinich, k. k. Bezirkskommissär und Leutnant in Evidenz der Landwehr, die beiden k. k. Statthaltereikonzipisten jur. Dr. Herbert Freiherr v. Doblhoff, Reserve-Leutnant und jur. Dr. Oskar Freiherr Ritter, Záhony, med. Dr. Bruno Langbank, Sanitäts-Konzipist und Bezirksarzt-B. M. Dr. Franz Kurzweil, Staatstierarzt, und Wilhelm Zapletal, Bezirkssekretär, alle von der Bezirkshauptmannschaft Waidhofen a. d. Thaya. Am 7. September 1915 kam noch ein k. k. Arbeiter-Inspektorat hinzu, welches einem Waidhofner Bürger, Karl Zmill, Sekretär i. P. und Vorstand des Veteranen-Vereines in Waidhofen a. d. Thaya, übertragen wurde; da der Wirkungskreis des Arbeiter-Inspektors vom Kriegsüberwachungsamte über sämtliche Internierten-Stationen erweitert wurde, hatte das Inspektorat eine eigene Kanzlei bei der Bezirkshauptmannschaft in Waidhofen a. d. Thaya und eine zweite in Wien IX., Liechtensteinstraße 15.

Wie ein Lauffeuer flog durch die ganze Gegend die Nachricht im August 1914, daß die ersten Zivilgefangenen in das damals halb verfallene Graf Rudolf Van der Straten'sche Felsenschloß Karlstein a. d. Thaya eingezogen sind. Von dort wanderten sie bald zu Fuß oder per Wagen nach dem zwar solid gebauten (um 1710), jedoch anfangs weniger geeigneten, weithin sichtbaren Schüttkasten vor der Stadt Drosendorf, der fast leer stand und zum Graf Ernest Hoyos-Springenstein'schen Gute Drosendorf gehört. Da die Stadt mit der Eisenbahn nach Reg. mit Wien eine direkte Verbindung hat, wurde die Drosendorfer k. k. Zivilgefangenen-Station bald zur „Mutter“ aller anderen Stationen im Waldviertel, die sich jedoch selbständig verwalteten.

Das gesamte gefangene Personal wurde in zwei Klassen eingeteilt u. zwar:

a) Internierte, d. i. solche Zivilgefangene, die teils mittellos, teils verdächtig auf Staatskosten verpflegt werden mußten und in ihren k. k. Internierungsstationen unter strenger militärischer Bewachung gemeinsam lebten;

b) Konfinierte, d. i. solche, die zerstreut in Privathäusern wohnten, mehr Freiheit genossen und, da sie vermögend waren, sich selbst aus eigenen Mitteln verpflegen und nur einmal im Tage ihre Meldung beim Stationskommando erstatten mußten.

1. Als Zentrale war vom September 1914 an die große k. k. Internierungsstation bei Drosendorf anzusehen. Zur Besorgung der inneren Angelegenheiten wurde eine Verwaltungskommission mit einer eigenen Kanzlei eingesetzt und an ihrer Spitze womöglich ein Zivilist als Verwalter bestellt. Die Internierten wurden in vier Klassen (Nationen) eingeteilt, u. zwar Russen, Serben, Franzosen und Engländer, erst nach der Kriegserklärung Italiens kam im Juni 1915 auch eine italienische Gruppe hinzu. Vereinzelt Internierte, wie Montenegriner, Japaner, Polen, Amerikaner u. a. wurden den obgenannten vier Gruppen zugeteilt. Jede Gruppe entsendete je einen freigewählten Delegierten in die Verwaltungskommission, der auch der jeweilige militärische Stationskommandant (meistens ein Feldwebel) angehörte, und die alle Wochen eine Sitzung abzuhalten hatte. Die wortgetreue Abschrift des Sitzungsprotokolles

---

Wer 5 neue Bezieher für die Zeitschrift „Aus der Heimat“ bringt, erhält die Zeitschrift für ein Jahr gratis. Für je weitere 5 neue Bezieher zahlt der Verlag je 1 Jahresbezug bar aus.

---

war sofort an die Bezirkshauptmannschaft Waidhofen abzuschicken. Den Sicherheitsdienst in der Station hatte eine hierzu kommandierte, bewaffnete Mannschaft zu besorgen, die eine eigene Unterkunft und Verpflegung erhielt und Tag und Nacht Wache hielt. Dieses System wurde im großen ganzen in allen übrigen Internierungsstationen durchgeführt.

In der Stadt Drosendorf wurde nebstdem auch eine Konfinierungsstation errichtet. Zum Verwalter der Doppelstation wurde der damalige Gräfliche Forstmeister Rudolf Lichtenstetter bestellt, der eine Kanzlei im Drosendorfer Schlosse in der Stadt zur Verfügung stellte und geschäftlich nicht nur von seiner Tochter, sondern auch von mehreren Personen als Kanzlei- oder Rechnungspersonal unterstützt wurde. Den militärischen Dienst übernahm 1914 bis anfangs 1917 das Waidhofner Bürgerkorps unter der Leitung seines Hauptmannes Rudolf Kührtreiber, Gastwirtes von Waidhofen a. d. Thaya; 1917 wurden sie von der Landsturmmannschaft abgelöst.

2. Eine Partie der Internierten kam unter militärischer Bewachung nach Karlstein in das malerisch gelegene, gräfliche Schloß, dessen Räume erst vielfach adaptiert werden mußten. Als Verwalter fungierte der damalige k. k. Postmeister und Reichsratsabgeordneter Karl Rittinger, als Stationskommandant der k. k. Gendarmerie-Wachtmeister 2. Kl. Emerich Schleif. Wie in Drosendorf, gab es auch in Karlstein eine Konfinierungsstation unten im Markte an der Thaya.

3. Von Karlstein aus wurde am 7. September 1914 eine Internierungsstation im Schlosse zu Großau eröffnet. Schloßbesitzer war damals Emil Natonek aus Wien, seit Mitte 1915 Baron Robert Klinger. Die Leiter der Verwaltungskommission wechselten einigemal, so 7. September bis 21. Dezember 1914 Hans Danzinger, Oberlehrer von Großau, 21. Dezember 1914 bis 7. September 1915 Karl Zmill, Sekretär von Waidhofen a. d. Thaya, 1915 bis 1917 Friedrich Benz, Mühlenbesitzer aus Ober-Grünbach und 1917 bis 1918 Benedikt Niegler, Gastwirt und Bürgermeister von Oberndorf bei Raabs. Die Wache hatten 1914—1916 die Veteranen von Waidhofen, dann der Landsturm inne.

4. In Illmau wurde den 1. Oktober 1914 ebenfalls eine Internierungsstation errichtet und im Schlosse untergebracht, welches zum Gute Dobersberg (Graf Grünne, jetzt Szápary) gehört, im Kriege aber nach dem Kriegsleistungsgesetze angefordert worden war. Belegraum waren rund 50 Plätze. Hier waren nur russische oder slavische Leute, vielfach Arbeiter, aber auch Angehörige besserer Stände (Geistliche, Lehrer, Kaufleute, Studenten) untergebracht; an ihre Stelle kamen später galizische Flüchtlinge zur Bewirtschaftung des Meierhofes (1916—1918). Verwalter war 1914—1918 der Bürgermeister Florian Hutterer von Illmau selbst, Stationskommandant der Wache, welche (wie in Großau) die Waidhofner Veteranen besorgten, war vom 1. Oktober bis 21. Dezember 1914 Karl Zmill, der dann nach Großau übersiedelte.

5. Der Markt Raagen hatte seit 1. Oktober 1914 nur eine k. k. Konfinierungsstation mit 20 bis 30 „Russen“, die bei Privaten wohnten. Ihr Verwalter war med. Dr. Wilhelm Schenker, Gemeindefeldarzt ebenda.

6. Die k. k. Konfinierungsstation in Raabs wurde am 14. September 1914 gegründet und umfaßte durchschnittlich 200 Konfinierte aller feindlichen Mächte, meist Standespersonen. Als Verwalter fungierte jur. Dr. Franz

Meßner, Bürgermeister und Rechtsanwalt, als Stationskommandant der k. k. Gendarmerie-Wachtmeister I. Kl. Johann Herz von Raabs (1914—1918).

7. Einzelne Konfinierte in Waidhofen a. d. Thaya standen direkt unter der Verwaltung des Bezirkssekretärs Wilhelm Zapletal und der Obhut der k. k. Gendarmerie.

8. In der ehemaligen Brauerei in Altwaidhofen bestand seit August 1915 durch 2 Monate eine Interniertenarbeiterstrafstation, dann in Meires bei Windigsteig (1915—1918), einem Gute der Baronin Asboth; von da wurde ein Teil der Arbeiter im Meierhose Waldreichs bei Wehles (Inhaber Philipp Gudenus) im G. B. Allentsteig (1917—1918) unter der Leitung des Inspektors Karl Zmili (s. o.) eingeführt.



9. Im Graf Van der Straten'schen Schlosse zu Kirchberg a. d. Wild wurde am 8. Dezember 1914 eine neue k. k. Interniertenstation vom Bezirkshauptmann v. Bosizio kommissioniert. Schon am 12. Dezember erschienen hier die ersten Internierten aller feindlichen Mächte, und ihre Verwaltungskommission erhielt einen Leiter (Verwalter) in der Person des Ortspfarrers Alfons Zak, Prämonstratenser-Chorherrn des Stiftes Geras und ehemals k. k. Militärkaplans 2. Kl. in der Reserve. Als Stationskommandanten der Wache fungierten Em. Hinterecker, Kaufmann von Speisendorf (1914—1915) und Josef Kampl, Zahlkellner aus Wien (1915—1916). Das Personal dieser Station wurde am 8. März 1916 teils nach Oberndorf bei Weikertschlag verlegt, teils

kurz vorher nach anderen k. k. Internierungsstationen, wie Großau, Katzenau (bei Linz) u. a. abtransportiert. Am 6. April 1916 wurden alle Räume des Schlosses und Meierhofes von den ukrainischen Flüchtlingen aus Gmünd bezogen, deren 200 sich hieher übrigens schon vorher, mitten im strengsten Winter (22. Dezember 1914 bis 3. Jänner 1915), verirrt und in den kalten Stallungen gewohnt hatten.

10. In der Pension der Villa Pimiskern zu Oberndorf bei Weikertschlag bestand schon 1915 eine kleine Konfiniertenstation für vermögende Personen, die am 8. März 1916 einer Anzahl von pensionierten oder Reserveoffizieren aus der aufgelassenen k. k. Interniertenstation Kirchberg an der Wild eine gastliche Aufnahme gewährte. Zum Verwalter wurde Ignaz Blei, Bürgermeister des nahen Marktes Weikertschlag, zum Wachekommandanten der k. k. Gendarmerie-Wachtmeister 1. Kl. Anton Sollnsteiner ebenda bestellt.

11. Als im Mai 1915 auch Italien unserem Kaiserreiche den Krieg erklärte, wurde eine große Anzahl zivilgefangener Italiener aus Tirol, aus dem Küstenlande und verschiedenen anderen Kronländern in Kirchberg a. d. Wild interniert. Gleichzeitig wurde für solche eine große Konfiniertenstation im Markte Groß-Siegharts ins Leben gerufen, und da der Bürgermeister wegen Überbürdung mit Amtsgeschäften die Leitung der Verwaltungskommission ablehnte, sowohl diese, als auch die Wache und Zensur dem k. k. Gendarmerie-Wachtmeister 2. Kl. Rudolf Reißmüller von der Bezirkshauptmannschaft übertragen.

12. Eine eigene k. k. Internierungsstation für Zivilgefangene meistens israelitischen Bekenntnisses aus Galizien und Polen wurde in dem kleinen, zum Gute Meires gehörigen Meierhose Markt bei Windigsteig an der Thaya errichtet (19. Jänner 1915) und erhielt zum Verwalter Alois Fürst, Kaufmann, zum Stationskommandanten August Kaiser, Weinhändler, beide aus Waidhofen a. d. Thaya (1915—1918). Die Gesamtzahl der Internierten in Markt betrug 300.

13. Endlich bestand seit 15. September 1915 bis Mitte 1917 eine Internierungsstation im Graf Van der Straten'schen Meierhose Sittmannshof bei Loibes, zuerst unter Verwaltung und Kommando des Feldwebels Emil Hinterecker, Kaufmannes von Speisendorf. (September 1915 und dann des Arbeitsinspektors Karl Zmüll 1915—1917); die Station ging dann an die galizischen Flüchtlinge über, fand jedoch infolge einer plötzlichen Rinderpest (120 Stück) ein frühes Ende.

In dem Personalstand der Stationen gab es fast einen ununterbrochenen Wechsel. Die einen wurden von der Wache oder k. k. Gendarmerie eingeliefert, die anderen von einer Station der anderen überwiesen, Internierte wurden konfiniert (aber auch umgekehrt) oder gänzlich freigelassen. Verhältnismäßig am leichtesten wurden Geistliche verschiedener Bekenntnisse und Ärzte frei oder umgetauscht und nach der Schweiz ausgeliefert. Der Zutritt in die Internierungsstationen war nur der Stationswache, den Vorgesetzten und den Organen der Bezirkshauptmannschaft Waidhofen gestattet. Allfällige Besuche der Familienangehörigen und Bekannten durfte nur diese Bezirkshauptmannschaft genehmigen.

Wie bereits gesagt, wurden die Internierten viel strenger behandelt als die Konfinierten. Es wurde für jede Station eine eigene Hausordnung vorgeschrieben, die anfangs äußerst strenge gehandhabt, später jedoch gemildert

wurde. Schon bei der Einlieferung in die Station wurden die Gepäcksstücke jedes einzelnen durchgesehen, alle wichtigen Dokumente, wie Pässe, Zeugnisse etc. von dem Stationskommandanten, dagegen das Geld, alle Wertpapiere, Pretiosen etc. vom Verwalter genau verzeichnet und in Verwahrung genommen. Nur die Umwechslung der fremden Valuten war von Fall zu Fall und über Ersuchen des Inhabers dem Verwalter gestattet. Der Stationskommandant hatte ein genaues Personalregister mit allen notwendigen Daten (Alter, Nation, Religion, Beschäftigung Stand etc.) zu führen, das Brieffschreiben, die Hausordnung, das Reinigen der Wäsche, Kleider und Stationsräume zu überwachen, alle notwendigen Einkaufsgänge, selbst den Kirchengang, das Spiel und Baden der Internierten zu kontrollieren. Dem Verwalter oblagen hauptsächlich die finanziellen Angelegenheiten. Er legte ein großes, alphabetisches Register an, in welchem jeder Internierte sein eigenes Konto bekam. Jedes Geld, das dem Internierten von außen per Post oder sonst irgendwie gesendet wurde, das er anderen, z. B. Internierten, Kaufleuten, Professionisten etc. zahlte oder per Post abschickte, wurde ihm vom Verwalter auf sein Konto gebucht und auf einem eigenen Zettel bestätigt. Sehr mühevoll gestaltete sich die allwöchentliche Abrechnung, die der Verwalter mit Hilfe der Rechnungsunteroffiziere und auch sachkundiger Internierten vorzunehmen hatte; es wurden dann Auszüge in duplo angefertigt, in der Sitzung der Verwaltungskommission überprüft und mit deren Unterschriften versehen der Bezirkshauptmannschaft Waidhofen eingeschendet. Zur Erleichterung der Arbeit wurden in allen größeren Stationen Schreibmaschinen angeschafft, die Kanzleien entsprechend ausgestattet und neue Telefonlinien, z. B. Raabs—Großau, Raabs—Drosendorf und Waidhofen—Windigsteig—Markt gebaut. (Fortsetzung folgt).

## Das Brot im Volksglauben der Heimat.

Von Dr. Eduard Weinkopf.

(Schluß).

Bereits an der Herstellung des Brotes haften allerlei Bräuche, Vorschriften und Verbote. An bestimmten Tagen des Jahres, wie am Karfreitag, darf man nicht backen. Auf den Teig im Troge wird, bevor er zu gehen anfängt, mit der Schneide der Hand ein Kreuz gemacht. Während unsere Bäuerinnen mit dem Brotbacken beschäftigt sind, sehen sie es ungern, wenn jemand in die Stube tritt, der nicht zum Hause gehört. Das Brotbacken war nämlich in vorchristlicher Zeit eine Art heiliger Handlung und der Segen, der dadurch dem Haus zuteil ward, sollte von keinem Fremden fortgetragen werden. Soeben aus dem Backofen genommenes Brot darf man nicht anschneiden, solange es warm ist; sonst wird das im Ofen zurückgebliebene speckig. Das ist der Rest einer früheren Anschauung, die im Horner Bezirk noch rein erhalten ist; dort sagt man das Nämliche von dem Flecken, der jedesmal mitgebacken wird und früher fertig wird als der Brotlaib. Ohne Zweifel war dieser Flecken als Erstling des gewonnenen Brotes für die Seelengeister bestimmt.

Nach der Volksanschauung wohnen dem Brote zauberhafte Kräfte inne. Es gewährt wirksamen Schutz gegen böse Geister, besonders zur Nachtzeit.

Wenn man über Land geht, nimmt man gern ein Stück Brot mit. Bevor man auf Reisen geht, soll man mit Weihwasser besprengtes Brot zu sich stecken. „A wen'g a Brot is a guater G'fähr", begründet der Oberösterreicher seine Handlungsweise. Er weiß allerlei schauerliche Geschichten zu erzählen, wie jemand bei der Begegnung mit dem wilden Jäger oder mit dem Teufel einzig und allein durch den mitgenommenen Keil Brot gerettet worden sei. Wenn jemand ertrunken ist und sein Leichnam nicht aufgefunden werden kann, wird ein ausgehöhlter Laib Brot, in welchem eine geweihte Kerze steckt, auf den Wasserspiegel gesetzt; der Laib treibt weiter und an der Stelle, wo er endlich stillsteht, soll auf dem Grunde des Gewässers der Leichnam des Ertrunkenen liegen. Werden Brosamen auf Schätze geworfen, die sich zeigen, so machen sie diese fest, so daß sie nicht mehr verschwinden können (Bezirk Horn). Wer schimmeliges Brot isst, der wird „stark wie ein Schimmel“, behaupten unsere Landleute. Auch der Heilbrauch, auf Eiterbeulen als Zugmittel gekautes Brot aufzulegen, dürfte seinen Ausgang von der Anschauung, daß im Brote eine zauberhafte Kraft stecke, genommen haben.

Der Volksglaube, der sich an das Brot knüpft, ist seinem Ursprung nach teils heidnischer, teils christlicher Art. Was den ersteren betrifft, läßt er sich aus dem Seelenglauben unserer heidnischen Altvorderen erklären. Diese maßen nämlich den Seelen der Verstorbenen außerordentliche Macht bei, suchten sie durch Opfer günstig zu stimmen und wähten durch Beobachtung gewisser Regeln, die ihren eigenartigen Vorstellungen vom Leben im Jenseits entsprangen, vermeiden zu müssen, die Seelengeister zu kränken. Hieher gehört vornehmlich auch das wunderliche Verbot, den Brotlaib auf seine Rückseite zu legen. Diesem Verbot liegt die Vorstellung zugrunde, daß im Seelenreich alles umgekehrt sei im Verhältnis zur Welt der Lebenden. Auf dieser Welt sei daher, folgerte man, die Umkehrung verpönt, weil dadurch die Seelengeister beunruhigt werden und an dem Unachtsamen Rache nehmen könnten.



## Das praktische Mädchen von heute.

Wenn das Mädchen der Schule entwachsen ist, denken die Eltern auch an die weitere Ausbildung ihrer Tochter. Der natürlichste und dankbarste Beruf für das Mädchen, für die zukünftige Frau, ist der Hausfrauenberuf. Das Mädchen soll auch von vornherein auf diesen so wichtigen Beruf entsprechend vorbereitet werden. Unsere praktischen Jugenderzieher sagen alle, daß die Mutter die Erziehung des jungen Mädchens in die Hand nehmen soll, nur sie kann dem Mädchen die Ordnungsliebe, die Sparsamkeit, die Ausdauer und richtige Denkweise für die späteren harten Lebensstunden übermitteln. Zu gleicher Zeit geben diese Männer auch zu, daß dies heute, in der schnellebigen Zeit, wo auch schon im einfachsten Haushalt hart geschafft und bis spät in die Nacht gearbeitet werden muß, die Mutter nicht immer die Zeit findet, der Tochter im richtigen Augenblick ihre fürsorglichen Winke und Ermahnungen zu geben. Dieses Bild ändert sich aber, wenn das Mädchen schon eine gewisse Erfahrung gesammelt hat, um die Mutter in der Hauswirtschaft tatkräftig zu unterstützen, beziehungsweise schon entlasten zu können.

Zu dieser praktischen Ausbildung der jungen Mädchen wurden in allen größeren Orten Osterreichs Haushaltungsschulen geschaffen. So wurde auch in Waidhofen an der Thaya durch die Stadtgemeinde eine mustergiltige Haushaltungsschule gegründet.

Die bisherigen Erfahrungen haben zwei verschiedene Erfolge gezeigt. Die ganz jungen Mädchen werden durch die Haushaltungsschule in die ersten Haushaltungsarbeiten eingeführt, lernen diesen Beruf schätzen und lieben, sodaß sie durch die weitere Anlernung der Mutter, beziehungsweise durch ihre Stellung in hauswirtschaftlichen Berufen u. zu tatsächlich praktischen, sparsamen und gewandten Hausfrauen heranreifen.

Die älteren Mädchen, die bereits durch die Mutter, beziehungsweise durch ihre verschiedenen Stellungen in der Fremde hauswirtschaftliche Kenntnisse gesammelt haben, vervollkommen sich in dem Beruf der zukünftigen Hausfrau durch den Besuch der Haushaltungsschule.

Die Schülerinnen der Haushaltungsschule haben an drei Vormittagen der Woche Kochen. Wer diese Woche die Suppe kocht, kocht nächste Woche die Fleischspeisen und Beilagen und kommt in der dritten Woche zur Mehlspeise. Nebenbei können von den Schülerinnen auch Geburtstagsorten oder Bäckereien gemacht werden. Außer dem Kochen müssen die Schülerinnen selbst einkaufen, den Tisch hübsch decken und jede Woche sind zwei andere zum Anrichten und zwei zum Servieren bestimmt. Nach Tisch räumen die Schülerinnen die Küche und das Speisezimmer flink zusammen. Die Wäsche, die die Schülerinnen selbst waschen, wird auch von ihnen gebügelt.

An den anderen drei Vormittagen der Woche ist Nähunterricht. In den ersten fünf Monaten wird Wäsche genäht. Jede Schülerin fertigt nach den von ihr selbst gezeichneten Schnitten ein Taghemd, ein Beinkleid, Nachthemd, Herrenhemd und ähnliches an. Ist die Schülerin fleißig, so kann sie sich auch im Nähen anderer Arten von Wäsche, wie Bettwäsche, Herrenwäsche und Kinderwäsche vervollkommen.

Im zweiten Halbjahr ist Kleidernähen. Da wird eine Bluse, ein Rock, ein Kleid genäht und auch alte Kleider umgeändert. Ist eine Schülerin fleißig, so hat sie nebenbei noch Zeit genug, auch hübsche Handarbeiten zu lernen.

Der heutige Kampf ums Dasein verlangt von der Hausfrau nicht nur ihre körperlichen Kräfte vom frühen Morgen bis zum späten Abend, sondern sie muß der jetzigen Zeit, der heutigen Wirtschaftslage in jeder Weise gewachsen sein. Die Haushaltungsschule soll nicht „Damen“ heranbilden, sondern soll für das junge Mädchen in jeder Linie belehrend und stützend für das spätere Leben der Schülerin wirken. Eltern, die das richtig erkennen, werden der Haushaltungsschule in Waidhofen an der Thaya bei der Weiterbildung ihres Kindes gedenken.



**Richtigstellung:** Beim Aufsatz „Weikartschlags Privilegien v. J. 1660“ von Alfons Zol (2. Jahrgang, 1. Heft S. 9, Zeile 7 von unten) ist ein sinnstörender Druckfehler unterlaufen; statt „photographischen“ muß es heißen „topographischen“.

Die Schriftleitung.